



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

tar war von der Absicht getragen, die Übereinstimmung von natürlicher Vernunft und christlicher Glaubenslehre exegetisch zu konkretisieren. Nach seinem Tod 1731 war die Aufgabe, das Hiob-Fragment zu vollenden, an Reimarus übergegangen – daß dabei Johann Albert Fabricius, der einerseits Reimarus' Schwiegervater und andererseits der wichtigste Gönner von Hoffmann war, die Fäden gezogen hatte, ist eine naheliegende, wenn auch nicht belegbare Vermutung. Bereits im Vorwort gibt Reimarus zu erkennen, welche Überwindung es ihn gekostet hat, die treuhänderische Bearbeitung eines Textes zu übernehmen, „der seinen Vorstellungen weder in der philologischen Dignität der Übersetzung noch im theologisch erbaulichen Zugriff irgendwie entsprach“ (24). Während der Arbeit an Hiob 5 entschließt er sich dann, „zusätzlich zu der Kommentierung, die zu liefern er sich durchgerungen hatte, eine Konkurrenzübersetzung anzufertigen [...], die er fortlaufend mit seinen philologischen Noten begleitete“ (25). So ergab sich am Ende die merkwürdige Konstruktion, daß die Übersetzung und Kommentierung eines kanonischen Textes von einer weiteren kommentierten Paraphrase begleitet war, die die erste nicht ergänzen, sondern korrigieren sollte. Reimarus knüpfte dabei an die Tradition der arminianisch-grotianischen Hermeneutik an, welche, die prinzipielle Übereinstimmung von natürlicher Theologie und Offenbarungsreligion voraussetzend, eine rein antiquarische, religionsgeschichtlich orientierte Erklärung der alttestamentlichen Realien möglich machte, ohne sich dabei auf typologische Deutungen oder andere christologische Engführungen einer ‚hermeneutica sacra‘ verpflichtet zu wissen. Während Reimarus in seiner Hiob-Bearbeitung noch die Kompatibilität von natürlicher und biblischer Theologie voraussetzte, brach ihm diese Synthese drei Jahre später in einer hermeneutischen Vorarbeit zur „Apologie“ endgültig auseinander. Nicht zuletzt dieser entwicklungsgeschichtliche Ort unmittelbar vor der „Gabelung von kritischer und apologetischer Theologie“ (47) macht Reimarus' Hiob zu einem spannenden Dokument. Um so schmerzlicher ist die Enttäuschung darüber, daß Schmidt-Biggemann dem Leser jede nähere Charakterisierung des heute nur noch schwer zugänglichen Hiob-Kommentars vorenthält – er bietet keine einzige Textprobe, keinen einzigen Übersetzungsvergleich, keine einzige exegetische Konkretion – und sich statt dessen in das Referat des genannten, abstrakten Entwurfs zur Hermeneutik zurückzieht, der seit einigen Jahren in mustergültiger Edition bequem zugänglich ist. So bleibt der Hiob-Kommentar des Reimarus weiterhin ein Apokryph. *Albrecht Beutel*

*Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Pauline Wiesel. Hrsg. von Barbara Hahn unter Mitarbeit von Birgit Besold. München: Beck 1998. 767 S. DM 168,-.*

Es ist nicht selbstverständlich, den nahezu vollständigen Briefwechsel zwischen zwei Frauen des 18. Jahrhunderts gedruckt in Händen zu halten. Zumal, wenn es sich um reine Privatbriefe handelt, wie jene, die Rahel Varnhagen und Pauline Wiesel über dreißig Jahre quer durch Europa hin- und hergehen ließen. Zumal, wenn die beiden Frauen neben diesen Briefen nichts vorzuweisen haben: keine Erfindung, kein Werk, kein wirklicher Skandal. Es gibt sie eben nur noch als Briefschreiberinnen. Die eine: Rahel Varnhagen, geb. Levin (1771-1833), konvertierte Jüdin, zeitweilige Salonführerin und lebenslängliche Goetheverehrerin, führt insbesondere nach ihrer Ehe mit dem 14 Jahre jüngeren Varnhagen ein eher unspektakuläres Leben, das sich vor allem schreibend entfaltet. Das Briefschreiben wurde ihre Leidenschaft. Die andere,

Pauline Wiesel, geb. Cesar (1778-1848) war die Lebedame, die „Schöne Helena von Berlin“, die sich mit ihren wechselnden Liebhabern immer noch gerade am Rande der bürgerlichen Existenz zu halten vermochte. Ihre Leidenschaft waren Menschen, Gesellschaften, Reisen – das Briefschreiben geschah ihr nebenbei. Daß der Briefwechsel, den die beiden Frauen über 30 Jahre hinweg miteinander geführt haben, nun fast vollständig in einer kritischen Edition vorliegt, kann als Ergebnis verschiedener Transaktionen beschrieben werden.

Die erste Transaktion ist bekannt, sie ist diskursgeschichtlicher Art. Seit Briefe als persönliche Dokumente gelten, deren Stilideal der „natürliche“ Ausdruck sei – so Gellert in seiner Brieftheorie von 1742 – gelten Frauen als besonders gute Briefschreiberinnen; für das Subjektiv-Lebendige und Regellose sind sie prädestiniert. „Wir wollen natürlich werden, mit gewald will ich es“, schreibt Pauline, die mit ihrer Berufung auf das Natürliche im Leben wie im Schreiben immer auch den Regelverstoß gegen Etikett und Norm miteinbezieht. Die Legitimationsfrage, die für viele schreibende Frauen (nicht nur im 18. Jahrhundert) unausweichlich und oft unlösbar ist, stellt sich mithin im Brief nicht. Er ist ein Zwitterding geworden, oft Gebrauchstext, Schriftstück mit literarischem Anspruch und „Abbild der Seele“ in einem. Während Rahel in den Korrespondenzen mit männlichen Briefpartnern immer wieder Form und Anspruch der Briefe reflektierte, kümmerte sie sich in ihrem Briefwechsel mit Pauline weniger um die Definition ihrer Korrespondenz. Die beiden schrieben sich regelmäßig, ausführlich und unbefangen, „alles in und mit Wahrheit, ohne angelesene Flause“ – so formulierte Rahel einmal ihr Briefideal mit Pauline. Dabei überschritten beide in ihren Briefen weit das durch Gellert propagierte Ideal der „geordneten Natürlichkeit“. Sie grüßen sich „übernatürlich“, sie wünschen rasend und bis zur „Tollheit“ sich zu sehen und skizzieren dabei einen Traum, der sich so liest wie er wohl gedacht ist: als ein Traum von Freiheit. Bei Pauline klingt er so: „Eigentlich Glücklich ist man nur mit sich Allein und im Freihe – Alles Andere ist Schatten Spill. Auch wäre ein Ewiger rausch wenn es möglich wäre Sehr gut, man ist halb blind man weiss von keiner Zukunft noch Vergangenheit, man ist So gereist durch die Nerwen, so irre im denken oder vielmehr nicht denken, daß alles so fort fließt.“ Die Freiheit ist immer auch eine Freiheit der Form, die sich im Schreiben niederschlägt. Was bei Pauline so fortfließt, klingt bei Rahel oft ultimativ, eruptiv: „Flieder. Merz. Jugendluft und Duft. Erinnerung! Jugend – Nichts wissen: Alles hoffen. Schöner lieber Irrthum; Wahn. Frühling – ach! Alles!“

Erst als es um eine mögliche spätere Veröffentlichung der Briefe ging, meldeten sich wohl auch Zweifel an dieser Art von freiem Schreiben. Rahel überließ die Vorbereitung für den Druck ihrer Briefe zwar weitgehend ihrem Mann, entschied aber, daß die Briefe an und von Pauline nicht in die Sammlung aufgenommen werden sollten. Möglich, daß sie oft allzu ‚natürlich‘ und allzu ‚wahr‘ waren und damit das Bild ihrer Ehe mit Varnhagen zu sehr trübten; möglich aber auch, daß die Briefe an Pauline Rahels eigenem intellektuellen Anspruch nicht genügten, der Plauderton zu sehr überhand nahm. Daß hier auch ein Qualitätsurteil von Rahel selber mitgespielt haben könnte, ist wohl möglich, läßt sich aber nicht entscheiden.

Die nächste Transaktion mithin, die den Briefen dennoch den Weg zum Buch wies, verdient sich Varnhagens Sammelleidenschaft und Hartnäckigkeit. Zum Andenken an seine Frau und im Wissen um den Wert weiblicher Briefkunst begann er die Briefe nach ihrem Tod systematisch weiterzusammeln, das heißt: von ihren einstigen Empfängern zurückzufordern, zu ordnen, zu redigieren, zu zensurieren, bisweilen wurden

auch welche verbrannt. Diese Arbeit ist verschiedentlich kritisiert worden. Bereits Brentano spottete, daß Varnhagen mit dem Andenken seiner Frau „krebse“, Hannah Arendt und spätere Begutachterinnen des Briefwechsels zwischen Rahel und Pauline monierten, daß Varnhagen zuviel zensiert und retuschiert habe. Es ist und bleibt aber sein Verdienst, daß er die Briefe gesammelt und viele durch Abschriften für den Druck vorbereitet hat – darauf besteht Barbara Hahn, die Herausgeberin der jetzigen und wohl letzten Ausgabe dieser Briefe zu Recht. Alle anderen Einwände gehören – ohne genaue Prüfung der Handschriften und Varnhagens Abschriften zu einer oberflächlichen (feministischen) Kritik. Auch daß Varnhagen Pauline Wiesel letztlich wie ein Kind überredet, ihm die Briefe gegen den Stückpreis von einem Dukaten zu überlassen – „ich will Sie wie ein Kind behandeln, dem gibt man Bonbons, wenn man von ihm einen Gefallen haben will!“ – hat letztlich seine Berechtigung, wenn man bedenkt, daß die Briefe verloren wären, hätte Pauline, die wieder einmal in Geldnöten schwebte, nicht eingewilligt. In Varnhagens Sammlung, die in den 70er Jahren in Krakau wiederentdeckt wurde, haben die Briefe beider Frauen Zeiten und Wirren überlebt und sind seit 1981 der Forschung zugänglich geworden. Dies ist der Ausgangspunkt für die neue Edition der Rahelbriefe, deren erster Band nun mit dem Briefwechsel an Pauline, Rahels beste Freundin vorliegt. Das ist die dritte Transaktion in der Sicherstellung eines prinzipiell verstreuten und unvollständigen Textkorpus, wie Briefe sie darstellen. Ein engagiertes akademisches Projekt, das die bisher erschienenen Briefwechsel aber nicht einfach ersetzt, sondern sie durch den Einbezug der Handschriften und der ursprünglichen Sammelkonzepte der Varnhagens ergänzt, differenziert und durch sorgfältige Kommentierung erstmals adäquat präsentiert. Sichtbar werden dadurch nicht nur die Streichungen und Begradigungen bisheriger Editionen, sondern auch die Komplexität des Varnhagenschen Korrespondenznetzes, in welche die Anmerkungen Einblick gewähren.

Zutreffend bemerkt Barbara Hahn, daß die geschlossene Form eines Buchs der prinzipiellen Unabschließbarkeit von Kommentierungen zuwiderläuft – zu allen Briefen können immer wieder neue Bezüge hergestellt werden und diese hätte man, wäre die Edition etwas später konzipiert worden, nur durch eine Datenbank auch weiterverfolgen können. Was diese Edition nun leistet, ist neben der sorgfältigen Kommentierung etwas anderes: sie rekonstruiert konsequent die ursprüngliche Form der Briefe, sowohl was die Schreibweise wie auch die Abfolge anbelangt, das heißt: sie bietet die Form des Briefwechsels, was dem äußerst dialogischen Prinzip von Rahels Briefen absolut entspricht. Zwei weitere Bände Korrespondenz mit Freundinnen werden folgen, ein Band Korrespondenz mit Rebekka Friedländer, zwei Bände Briefwechsel mit der Familie und ein Band Tagebücher. Ob all diese Briefe heute eine Leserschaft finden werden, fragt Barbara Hahn in ihrem Nachwort nicht zu Unrecht. Weiterzufragen wäre, wie sie gelesen werden könnten.

Die Rarität des Briefwechsels liegt zunächst darin, daß es sich um einen der umfangreichsten zwischen Frauen handelt und nicht um die Briefe von Frauen an berühmte Männer. Sie haben somit keinen anderen äußeren Bezugsrahmen (ein Werk, Bildung im allgemeinen, die Erfüllung eines Frauenideals als Leserin), sondern dokumentieren ein lebenslängliches Frauengespräch, in welchem zwei Frauen mit ganz verschiedenen äußeren Lebensumständen ihre Ähnlichkeit suchen, über die permanente äußere Getrenntheit hinweg ihre Verbindung zueinander betonen. Solche Freundschaft auf Distanz ist angewiesen auf gut funktionierende Kommunikationswege, verständlich daher die ständige, bis zur Verzweiflung gesteigerte Klage der bei-

den Briefschreiberinnen über zu lange Postwege, zu teures Postgeld, verlorene Briefe. Paradoxerweise wird nun das leidenschaftliche briefliche Kommunizieren über die äußeren Hindernisse hinweg von einem Wunsch getragen, der die Briefe überflüssig machen würde: der Wunsch zusammenzuleben. „Liebe Ralle dass wir nicht zusammenleben ist ein raub an der Natur“ – schreibt „Pölle“ überschwenglich, „ich werde toll! wenn Sie ihr Kommen noch weiter aufschieben“, poltert „Ralle“. Tatsächlich nimmt das Pläneschmieden für gemeinsame Treffen und Reisen – von denen die wenigsten stattfinden – in den Briefen einen beträchtlichen Raum ein. Lange versucht Pauline, die ein pied à terre im Ramsteinerhof in Basel hatte, wo ihre Schwester Charlotte Streckeisen wohnte, Rahel in die Schweiz zu locken – „es giebt nichts grünes mehr in der Weld als die Schweiz“. Und immer vergehen Jahre, bis die reiselustige Pauline mit der immer kränklichen, immer reiseuntüchtigen Freundin zusammentrifft. Doch gerade dieses Paradox, daß die briefliche Verbindung auf äußere Getrenntheit angewiesen ist, schafft Platz für Träume, die nicht erfüllt zu werden brauchen – die Briefe selber sind die Erfüllung. Sie schaffen Platz für Gemeinsamkeit – „Wir sind neben der Menschlichen Gesellschaft. Für uns ist kein Platz, kein Amt, kein eitler Tittel da!“ (Rahel), ermöglichen apodiktische Abgrenzungen „Ein Mann kann nicht denken wie wir“ (Pauline) und lassen Raum für Unterschiede: „Sie leben alles; weil sie Muth haben, und Glük hatten; ich denke mir das meiste; weil ich kein Glük hatte, und keinen Muth bekam [...]“ (Rahel). Solche Selbstbestimmungsversuche durchkreuzen von außen projizierte Bilder auf die beiden Frauen, indem sie die Spiegel immer wieder anders stellen. Gerade das Bild von Pauline als schöner Geliebter berühmter Männer wird durchkreuzt durch die Briefe, in welchen sie über Jahre allein um das Leben der todkranken Tochter ringt oder in einem Brief, in dem Rahel ihr ganzes Wissen über die Freundin ausbreitet: daß sie ihr promiskuöses Leben erst aufnahm, als ihr Ehemann Wiesel sich ihrer Liebe zu entziehen begann. Tatsächlich hat Pauline noch viele Jahre über den Verlust dieser Beziehung getrauert. Und auch Rahel verrät der Freundin mehr über die „contradictionen“ ihres anscheinend wohlgeordneten Lebens in einer Ehe, die sie allzu sehr zur „Bürgerin“ gemacht hat und ihrem „frivolen Geist“ keine Nahrung verschafft. Doch das Besondere solcher Selbstbilder und Selbstbestimmungsversuche – und das genau gehört zur Einzigartigkeit brieflicher Kommunikation –: sie sind immer nur punktuell und flüchtig, jedem Moment der „Wahrheit“ folgt ein neuer, und diese Wahrheiten sind in Briefen niemals so aufeinander abgestimmt wie in Romanen oder Selbstbiographien. „Wir suchen uns also zu finden“, schreibt Pauline einmal an Rahel und bezeichnet damit genau die Suchbewegung dieser Briefbeziehung, die nicht in den Bahnen gesicherter Positionen verläuft. Das Bewußtsein für solche Diskontinuität stellt sich sozusagen durch die Hintertüre und gegen die Beteuerungen, einander immer dieselbe zu bleiben, ein. Einen poetischen Indikator findet es vor allem in Rahels Briefen, insbesondere in den Wetterangaben zu Beginn jedes Briefs: „das blüthenreichste wonnigste Frühlingswetter nach kleinen Nachtregen“ oder: „Warmes, ängstigendes Wetter mit Feuchtigkeit, und jetzt Sonne“. Diese poetischen Wetterzeichen kennzeichnen immer die Stimmung der Schreibenden, sie grundieren die Verfassung der Briefschreiberin als wechselhafte und flüchtige. Genau in diese Flüchtigkeit verläuft sich die Utopie der beiden Frauen von einem anderen, gemeinsamen Leben, jenseits von männlicher und gesellschaftlicher Abhängigkeit. „Und träumen den Lebenstraum mit Bewusstseyn, dass wir zusammen träumen. noch Einmal.“ So gerinnt die utopische Freundschaft zum Traum, gemeinsam unter einem Baum zu stehen und ein Gespräch zu

führen: „athmen, schwindeln, die Stunden fliesen sehen“. Und genau das entspricht wieder der Flüchtigkeit des brieflichen Glücks, der kleinen Utopie, immer wieder jemand anderer zu sein, von der die Briefe dieser beider Romantikerinnen getragen werden.

Silvia Henke

*Geschichte Niedersachsens. Bd. 3, Teil 1: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Christine van den Heuvel und Manfred von Boetticher. Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1998. 903 S. DM 78,-.*

Warum hat Niedersachsen noch kein großes historisches Handbuch? Bereits ein Jahrhundert alt ist die Antwort von Georg v. Below und Friedrich Meinecke im Prospekt zu ihrem Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte: „Während auf den Nachbargebieten der Rechts- und Kirchengeschichte, der Philologie etc. eine Tradition in der summarischen Zusammenfassung des jeweiligen Forschungsstandes auch in dem Zeitalter der induktiven Spezialforschung lebendig geblieben ist und jeder neue Versuch enzyklopädischer Darstellung den Weg schon gebahnt findet, ist auf dem Gebiete der allgemeinen mittelalterlichen und neueren Geschichte diese Tradition unterbrochen worden; die wenigen Versuche, die gewagt wurden, rühren meist von Autoren her, die nicht selbst auf der Höhe der Forschungsarbeit standen.“

Belows und Meineckes Vorbild war Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, das „den Zweck der übersichtlichen Darstellung mit dem des Nachweises über die gelehrten Hilfsmittel verbindet.“ Nicht in der äußeren Einrichtung, die „die durchgehende Einteilung der einzelnen Darstellungen in kurze Paragraphen und die Unterscheidung in dem Gebrauch des großen und kleinen Druckes“ sowie nachgestellte Blöcke mit Literaturnachweisen nutzte, wohl aber in der Menge der im Text verarbeiteten und in 3386 Fußnoten nachgewiesenen Forschungsliteratur folgt ihnen das anzuzeigende Werk.

Fünf Jahrzehnte nach Gründung des Bundeslandes (1946), das Historiker und Geographen zuvor entwarfen, ist damit die Ausgangsfrage wenigstens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts überholt. Was als Demonstration bayrischer Eigenstaatlichkeit und Gastgeschenk an neue Bundespräsidenten eine Selbstverständlichkeit ist, sollte einem damals noch neueren Bundesland nicht unmöglich sein. Hans Patze, 1985 emeritierter Göttinger Ordinarius für Landesgeschichte, hatte bereits mit seinem Handbuch der Geschichte Thüringens die Kunst bewiesen, aus vielem eins zu schaffen. Nach dem von ihm 1983 edierten Teilband 3,2 zu Kirche und Kultur von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts legen die neuen Herausgeber von der Historischen Kommission die politische sowie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der frühen Neuzeit im heutigen Bundesland Niedersachsen vor. Der lange Vorlauf läßt bei der politischen Geschichte (S. 21-346) eine neue Bearbeitergeneration zum Zuge kommen und bringt in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte erstmals eine Territorien und Sektoren übergreifende Gesamtdarstellung auf der Grundlage des gegenwärtigen (über die Niedersächsische Bibliographie nur schwer erschließbaren) Forschungsstandes. Auf jeweils 100 Seiten pro Jahrhundert demonstrieren der Archivar Manfred von Boetticher in Hannover, der dortige Leibniz-Herausgeber Gerd van den Heuvel und der Braunschweiger Museumsmann Christof Römer unterschiedliche Annäherungen an den gleichen Geschichtsraum. Boetticher stellt die Aus-